

(Nachdruck verboten.)

307

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Man besteuerte sich selbst und stahl sich die Wissen vom Munde ab, um die Verbandskasse zu kräftigen, in blinder Ueberzeugung, daß doch noch irgend etwas Wunderliches aus dem Ganzen herauskommen müsse. Die Armen brachten Vermögen zuwege durch Hunger, Entbehrung und Tränen und hatten dafür die Befriedigung, daß sie doch reich waren durch ihre Organisation. Indem sich viele zusammenschlossen, schmeckten sie die Süße des Reichtums; und dankbar, wie sie waren, betrachteten sie schon das als ein Ergebnis. Das Gefühl des Wohlstandes stellte sie über die Unorganisierten, in sozialer Beziehung fühlten sie sich ihnen überlegen. In den Fachverein einzutreten, bedeutete jetzt einen Aufstieg in der Gesellschaftsordnung. Das bewegte viele, und andere wurden durch starke Kontrolle von den Hausbewohnern in den Verein hineingetrieben. Die großen Arbeiterkasernen wurden allmählich von den Ideen durchsäuert; wer sich ihnen nicht anschließen wollte, mußte verziehen, sie wurden als eine Art Abschaum betrachtet und konnten sich nur in bestimmten Stadtvierteln aufhalten.

Jetzt schien es nicht mehr unmöglich zu sein, Festigkeit in die Organisation hineinzubringen, und etwas für das Fach auszurichten, falls sich ein tüchtiger Mann an die Spitze stellte. Daß die meisten daheim in ihren Logis arbeiteten, konnte sie nicht länger unsichtbar machen, die Bewegung hatte überall Augen. Pelle ertappte sich dabei, daß er dasaß und Pläne für den Fortgang der Bewegung machte.

Er wies es von sich und richtete sein ganzes Sinnen auf Ellen und das Kind. Was hatte er mit fremder Not zu schaffen, wenn die beiden all seiner Fähigkeiten und Kräfte bedurften, um nur das Notwendige zu haben? Er hatte sich genug gequält unter dem Druck des Elends — zu keinem Zweck! Und hatte seine Befreiung hier gefunden in einer gewissen Tätigkeit, die zu bewältigen war, wenn er nichts veräumdete! Was sollte dann dies inwendige Mahnen, als verjünde er sich gegen seine Pflicht?

Er brachte die innere Stimme zum Schweigen durch seine Freude über die beiden. Aber sie kam hinterlistigerweise wieder und spukte schattenhaft in seinem Gemüt.

Zuweilen rief etwas, wenn er ruhig dasaß: Pelle, Pelle! oder es klopfte mitten in der Nacht. Dann richtete er sich lauschend im Bett auf. Ellen und das Kind schliefen fest, er hörte den Atemzug des kleinen Lasse wie weiches Flöten, er ging zur Tür und öffnete, schüttelte dann den Kopf über sich selbst. Das war ja eine Mahnung, jemand von denen, die ihm nahestanden, mußten Not leiden!

In dieser Zeit stürzte er sich mit all seiner Festigkeit in das Zusammenleben mit Ellen und dem Kinde; er lebte so stark mit ihnen, als stünde er vor einem schleunigen Ausbruch.

Sie hatten sich einen Kinderwagen auf Abzahlung angeschafft, jeden Sonntag packten sie Butterbrote in die Klappe und rollten dann hinaus nach dem Gemeindeanger oder kehrten in einem Wirtshausgarten in der Umgegend der Stadt ein, wo sie ihre mitgebrachten Vorräte verzehrten und Kaffee tranken. Oft zogen sie auch den Strandweg entlang und fuhren ganz bis in den Wald hinaus. Lasse-Frederik, wie ihn Ellen nannte, thronte in all seinem Staat im Wagen und aß mit einem kleinen Gößen, und Pelle und Ellen fuhren ihn abwechselnd. Ellen wollte das nicht. „Es ist nichts für einen Mann, den Kinderwagen zu fahren“, sagte sie, „Du wirst auch nicht sehen, daß irgendein anderer das tut! Sie lassen ihre Frauen hübsch den Kumpelkasten schieben.“

„Was gehen die andern mich an“, erwiderte Pelle, „ich halte ja kein Pferd.“

Sie sandte ihm einen dankbaren Blick zu, mochte es aber trotzdem nicht gern.

Da draußen hatten sie herrliche Stunden. Der kleine Lasse durfte umherkrabbeln, so viel er wollte, und es war ganz wunderbar, wie er sich tummeln konnte; er war wie ein

ausgelassener junger Bär. „Ich glaube, er kann die Erde unter sich spüren“, sagte Pelle, der seinen eigenen Kindheitsrausch wiedererkannte.

„Es ist doch ein Jammer mit den Kasernen da drinnen!“ Ellen sah ihn verständnislos an. Sie kamen nicht vom Fleck, es genügte ihnen aber, dazuliegen und sich über das Kind zu freuen, wenn sich der Kleine plötzlich auf den Hintern setzte und sie verwundert ansah, als entdeckte er sie erst jetzt. „Nun fängt er an zu denken“, sagte Pelle lachend. „Du kannst mir glauben, er ist hungrig. Und Klein-Lasse krabbelte ganz richtig zur Mutter hin, stieß mit dem Ballen der Hand an ihre Brust und sagte: Mamm, Mamm! Pelle und der Kinderwagen mußten sich davorstellen, während er gesättigt wurde.“

Wenn sie nach Hause kamen, war es Abend. War die Fußmatte fortgerückt, so war jemand dagewesen, um sie zu besuchen; aus der Stellung konnte Ellen erkennen, wer es war. Einmal stand sie aufrecht an der Wand.

„Das ist dein Onkel Zimmermann“, sagte Pelle leise. Der kleine Lasse hing schlafend auf seinem Arm, den Kopf gegen seine Schulter gelegt.

„Nein, Kusine Annas sind es gewesen“, erwiderte Ellen und öffnete. „Gott sei Dank, daß wir nicht zu Hause waren, denn dann hätten wir die ganze Bescherung zu Abend gehabt. Sie essen des Sonntags nie was zu Hause, sondern trinken bloß einen Schluck Kaffee und dann gehen sie herum und raffen die Verwandten aus ihrem Haus hinaus.“

18.

Pelle dachte oft mit Sorge an die drei Verwaisten in der „Arche“. Sie lernten nichts, was ihnen für die Zukunft zuteil kommen konnte, sondern hatten nur damit zu tun, sich durchzuschlagen. Die schlechtesten Zeiten trafen auch sie, namentlich litt Karls Verdienst darunter; die Leute karnten mit den Trinkgeldern. In diesen Zeiten hatten sie nie mehr als einen Tag Vorrang vor dem Mangel, das geringste Unglück brachte es ihnen auf den Leib. Aber sie ließen sich nichts davon merken, wurden nur ein wenig ernsthafter und stiller als sonst. Er hatte sich an verschiedenen Stellen erkundigt, um ihnen Hilfe zu schaffen, aber es ließ sich nichts machen, wenn sie nicht zugleich auseinandergerissen wurden. Alle, die imstande waren, ihnen zu helfen, würden auch gegen diese kleine Häuslichkeit einschreiten; und das würde das schlimmste sein, was den Kindern zustößen konnte.

Wenn er zu ihnen kam, hatte Marie immer genug zu erzählen und zu fragen; er war noch ihr einziger Vertrauter und mußte ihre häuslichen Sorgen anhören und ihr Rat erteilen. Sie schoß jetzt hoch auf und sah frischer aus als früher, seine Gegenwart brachte Freude in ihre Augen und machte ihr rote Wangen. Ueber Vater Lasse hielt sie Lobreden in gerührtem Ton, als sei er ein kleines hilfloses Kind; aber wenn sie nach Ellen fragte, blizte ein wenig Schadenfreude in ihren Augen.

Eines Vormittags, als er daheim saß und arbeitete und Ellen mit dem Kind aus war, schellte es. Er ging hinaus und öffnete. Im kleinen Briefkasten steckte eine Nummer des „Arbeiters“ mit der Aufforderung, die Zeitung zu halten. Eifrig öffnete er das Blatt, während er sich wieder an den Arbeitstisch setzte; ein merkwürdiger Prang in ihm veranlaßte ihn, zu allererst die Unglücksfälle zu durchlaufen.

Er zuckte zusammen. Obenau in der Rubrik stand von einem vierzehnjährigen Jungen, der in einer Blechwarenfabrik arbeitete und dem die Finger der rechten Hand abgeschritten waren. Eine Ahnung sagte ihm, daß das Unglück über die kleine „Familie“ eingebrochen sei; er zog schnell eine Nadel an und lief in die „Arche“ hinüber.

Marie kam ihm unruhig entgegen. „Kannst Du begreifen, was es mit Peter ist? Er ist über Nacht nicht zu Hause gewesen!“ sagte sie bekümmert. „Viele Zungen streifen ja des Nachts auf den Straßen herum; aber so ist Peter bisher nie gewesen, und ich habe kein Fien bis Mitternacht warm gehalten. Vielleicht ist er in schlechte Gesellschaft geraten, dachte ich.“

Pelle zeigte ihr den „Arbeiter“. Binnen kurzem würden die Bewohner der „Arche“ die Notiz bemerken und dann damit hereingestürzt kommen. Da war es doch besser, er be-

reitete sie vor. „Aber es ist ja gar nicht sicher,“ sagte er ermunternd. „Vielleicht ist er es überhaupt nicht.“

Marie brach in Tränen aus: „Ja natürlich ist er es! Ich bin so oft in Sorge umhergegangen, wenn er von den scharfen Messern erzählt, die immer zwischen ihren Fingern herumlaufen. Und orgentlich in acht nehmen können sie sich ja auch gar nicht, denn es muß schnell von der Hand gehen, sonst kriegen sie ihren Abschied. Ach, lieber, armer Peter!“ Sie war auf dem Stuhl niedergesunken, sah da und wiegte sich über ihren Schoß wie eine unglückliche Mutter.

„Sei nun erwachsen und vernünftig,“ sagte Pella und legte die Hand auf ihre Schulter. „Vielleicht ist es gar nicht so schlimm; die Zeitungen übertreiben immer. Nun will ich hinlaufen und sehen, daß ich ihn aufspüren kann.“

„Geh doch erst in die Fabrik,“ rief Marie und erhob sich energisch, „da wissen sie es natürlich am besten. Aber Du darfst auf keinen Fall sagen, wo wir wohnen, hörst Du! Denk daran, daß wir nicht zur Schule gewesen sind, und er ist auch nicht beim Pfarrer angemeldet, um konfirmiert zu werden. Wir können bestraft werden, wenn man das entdeckt.“

„Ich will mich schon in acht nehmen,“ sagte Pella und eilte von dannen.

Draußen in der Fabrik erhielt er den Bescheid, daß Peter im Hospital liege. Er lief dahin und kam gerade noch rechtzeitig zur Besuchszeit. Peter sah aufrecht im Bett, die Hand in einer Binde; sie sah wunderbar verkrüppelt in der Binde aus. Und in das Gesicht des Knaben hatte der Gram schon die tiefen, unausslöschlichen Spuren hineingetragen, die so traurig die Invaliden der Arbeit kennzeichnen. Die fürchterliche Tragweite der Verstimmlung stand in seinem grübelnden Kinderblick geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

20]

Von Leo Tolstoi.

Der Tatbestand war folgender: Der junge Mensch war bereits zweimal im Examen durchgefallen, und als nun der Examinator ihn zum drittenmal durchfallen ließ, ergriff der krankhaft nervös veranlagte Prüfling, in der Meinung, daß er ungerecht behandelt werde, ein auf dem Tische liegendes Federmesser und brachte damit in einem Anfall von Majerei dem Professor einige unbedeutende Wunden bei.

„Wie heißt der Dursche?“ fragte Nikolaus.

„Przozowski, Ein. Majestät.“

„Ein Pole, wie?“

„Er ist polnischer Abstammung und Katholik,“ antwortete Tschernyschew.

Nikolaus runzelte die Stirn. Er hatte den Polen schweres Unrecht zugefügt, und um dieses Unrecht zu rechtfertigen, mußte er in sich die Ueberzeugung erhalten, daß alle Polen Schurken seien. Und er hielt sie in der Tat dafür und haßte sie: er haßte sie in dem Maße, wie er ihnen unrecht getan hatte.

„Warte ein Weilchen,“ sagte er, schloß die Augen und senkte den Kopf.

Tschernyschew konnte diese Gewohnheit des Zaren, sich, wenn es galt, irgendeine wichtige Angelegenheit zu entscheiden, für einige Augenblicke zu konzentrieren, als wenn eine Erleuchtung über ihn käme und eine innere Stimme ihm sagte, was er zu tun habe. Die so zustande gekommene Entscheidung sollte gleichsam von selbst erwachsen und über jeden Zweifel erhaben erscheinen. Auch diesmal sann er in solcher Selbsterfündlichkeit über eine Entscheidung nach, die seinem durch das Verhalten dieses Studenten neu belebten Hass gegen das Polentum Befriedigung gewährte, und die innere Stimme fand denn auch eine Lösung, die diesen Zweck erfüllte. Er nahm den schriftlichen Bericht des Ministers über die Angelegenheit des Studenten zur Hand und machte dazu in seiner unnatürlich großen Schrift die nachfolgende Marginalbemerkung:

„Er verdient die Todesstrafe. Doch gibt es bei uns, Gott sei Dank, keine Todesstrafe. Und es ist nicht mein Wille, sie einzuführen. Er soll zweifmal an tausend Mann vorübergeführt werden.“

Nikolaus wußte, daß zwölfstausend Spießrutenhiebe einen qualvollen, sicheren Tod bedeuteten, ja daß die Verhängung einer solchen Strafe geradezu eine vollkommene Grausamkeit dokumentierte, da bereits fünftausend Hiebe genügten, um den stärksten Mann zu töten. Aber es bereitete ihm eben einen besonderen Genuß, unerbittlich grausam zu sein und sich dabei sagen zu können, daß es bei uns keine Todesstrafe gebe.

Nachdem er seine Resolution betreffs des Studenten hingeschrieben hatte, schob er das Schriftstück wieder dem Minister hin. „Da — lies“, sagte der Zar,

Tschernyschew las die Randbemerkung und nickte zum Zeichen seines ehrerbietigen Erstaunens über die Weisheit der gefällten Entscheidung mit dem Kopfe.

„Ja — und alle Studenten sollen auf den Platz geführt werden und der Exekution beivohnen,“ fügte Nikolaus hinzu und dachte dabei im stillen: „Es kann ihnen nicht schaden — ich will diesen revolutionären Geist mit der Wurzel ausrotten.“

„Zu Befehl,“ sagte Tschernyschew, schwieg dann ein Weilchen und kam nochmals auf seinen Bericht über die kaukasischen Vorgänge zurück.

„Was befehlen also Ew. Majestät an den Fürsten Woronzow zu schreiben?“

„Er soll sich streng an mein System halten — soll ihre Wohnstätten zerstören, soll der Tschetschena die Verproviantierung unmöglich machen und sie immer wieder durch Ueberfälle beunruhigen“, sagte Nikolaus.

„Und was soll betreffs Chadschi-Murats geschehen?“ fragte Tschernyschew.

„Nun, Woronzow schreibt doch, daß er sich im Kaukasus seinen Person bedienen will.“

„Ist das nicht zu gewagt?“ versetzte Tschernyschew, indem er dem Blicke des Kaisers auszuweichen suchte. „Ich fürchte, daß der Statthalter zu vertrauensselig ist.“

„Und was meinst Du denn?“ fragte Nikolaus, der Tschernyschew's Absicht, den Vorschlag Woronzow's in ungünstigen Lichte darzustellen, sehr wohl durchschaute.

„Ich meine, daß es entschieden ungefährlicher ist, ihn nach Rußland zu senden.“

„So — das meinst Du!“ sagte Nikolaus spöttisch. „Ja aber meine das nicht, sondern gebe Woronzow recht. Schreib ihm in diesem Sinne.“

„Zu Befehl,“ sagte Tschernyschew, stand auf und verneigte sich zum Abschied.

Auch Dolgoruki, der während der ganzen Audienz nur, als Antwort auf eine Frage des Zaren, ein paar Worte über die Truppenverschiebungen an der Westgrenze geäußert hatte, verabschiedete sich vom Kaiser.

Nach Tschernyschew kam der Generalgouverneur der Westprovinzen, Bibikow, zum Wort. Er berichtete über die Maßnahmen, die er gegen die aufrührerischen, der Befehlung zum orthodoxen Glauben widerstrebenden Bauern angewandt hatte, und der Kaiser billigte diese Maßnahmen und befahl ihm, alle diejenigen, die den Gehorsam verweigerten, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Das hieß nichts mehr und nichts weniger, als sie zum Spießrutenlaufen verurteilen. Einen Zeitungsredakteur, der in seinem Blatte, den Tatsachen gemäß, berichtet hatte, daß auf Befehl des Kaisers einige Tausend Staatsbauern in Apanagebauern umgeschrieben worden seien, befahl er, als gemeinen Soldaten in ein Regiment zu stecken.

„Wenn ich die Bauern habe umschreiben lassen, so geschah es darum, weil ich diese Maßregel für notwendig hielt,“ sagte der Zar. „Jedenfalls gestatte ich nicht, daß jemand darüber rajoniert.“

Bibikow begriff sehr wohl die ganze Grausamkeit der Anordnung, daß die zur unierten Kirche gehörenden Bauern, falls sie nicht zur russischen Kirche gehörenden Bauern, falls sie nicht zur russischen Kirche übertraten, vor ein Kriegsgericht kommen sollten. Er begriff auch, welche Ungerechtigkeit darin lag, daß jene Staatsbauern — die einzige Kategorie von freien Bauern, die es zu jener Zeit in Rußland gab — nun plötzlich in Apanagebauern, das heißt in Leibeigene der kaiserlichen Familie, umgewandelt werden sollten. Er durfte es jedoch nicht wagen, gegen diese Anordnung einen Einwand zu erheben. Dem Kaiser zu widersprechen, hieß für ihn nichts anderes, als sich der glänzenden Position berauben, die er durch so viele Jahre innegehabt und weidlich ausgenüßt hatte. Er verneigte daher gehorsam seinen dunklen, graumelierten Kopf, zum Zeichen, daß er bereit sei, die kaiserlichen Befehle, die ebenso grausam wie unvernünftig und eigennützig waren, zur Ausführung zu bringen.

Als Bibikow entlassen war, streckte Nikolaus im Bewußtsein seiner redlich erfüllten Pflicht behaglich seine Glieder, sah auf die Uhr und erhob sich, um sich in den Empfangssaal zu begeben. Er legte seine Uniform mit den Epauletten, den Orden und dem großen Band um und trat in den Saal hinaus, in dem bereits über hundert Menschen, Herren in Uniform und Damen in kostbaren ausgeschmittenen Kleidern, sich in fest bestimmter Ordnung aufgestellt hatten, um zitternd und zagend das Erscheinen des Gewaltigen zu erwarten.

Mit leblosem Blick, die Brust weit vorstreckend und den eingeschmürten festen Leib nach Möglichkeit einziehend, trat er zu den ihn Erwartenden hinaus. Er fühlte, daß aller Augen mit dem Ausdruck slavischer Demut auf ihn gerichtet waren, und nahm eine noch feierlichere Miene an. Da und dort fiel ihm ein bekanntes Gesicht auf, er suchte sich zu erinnern, wen er vor sich habe, blieb stehen, sprach auf russisch oder französisch ein paar Worte und hörte mit einem kalten Ausdruck der leblosen Augen die Erwiderung des Angesprochenen an.

Nachdem der Zar die Glückwünsche zum neuen Jahre empfangen, begab er sich in die Kirche. Wie die Menschen da drinnen im Empfangssaal, so hieß nun auch Gott ihn durch seine Diener willkommen, und er nahm die ihm von den Würdenträgern der Kirche entgegengebrachten Huldbigungen, obgleich er sie schon bis zum Ueberdruße oft vernommen hatte, mit Genugtuung entgegen. Alles das mußte so sein, weil von ihm das Heil und Glück der

ganzen Welt abhing, und wenn die Sache ihn auch ein wenig angriff, so wollte er doch der Welt seine guten Dienste nicht vorenthalten.

Als nach Beendigung des Hauptgottesdienstes der prächtig angelegene, glatt geschleifte Diakon das Zarenlied „Viel Jahre lang“ anstimmte und der Sängerkhor mit seinen herrlichen Stimmen melodisch einfiel, ließ Nikolaus seinen Blick durch das Gotteshaus schweifen und bemerkte an einem der Fenster die Reliquie mit ihren prächtigen Schaltern. Er verglich sie noch einmal mit dem jungen Mädchen von gestern, und der Vergleich fiel nicht zugunsten der Kleinen Schwärmerin aus.

Nach dem Gottesdienst begab sich Nikolaus zur Kaiserin und brachte, mit seinen Kindern und seiner Gemahlin scherzend, einige Minuten im Familienkreise zu. Dann ging er durch die Eremitage zum Hausminister Woloskij und wies ihn unter anderem an, aus seiner Privatschatulle der Mutter des jungen Mädchens von gestern eine Jahrespension zu zahlen. Von dort aus unternahm er seinen gewohnten Spaziergang.

Das Diner wurde an jenem Tage im Pompejanischen Saale eingenommen; außer den jüngeren Söhnen des Zaren und des Großfürsten Michail waren der Baron Lieben, Graf Nzenuski, Dolgoruki, der preussische Gesandte und der Flügeladjutant des Königs von Preußen zur Tafel geladen.

Während die Gäste die Ankunft des Kaiserpaars erwarteten, hatten Baron Lieben und der preussische Gesandte miteinander ein interessantes Gespräch über die letzten alarmierenden Nachrichten, die aus Polen eingegangen waren.

„Polen und Kaukasus sind die beiden Krebsgeschwüre Russlands“, sagte Lieben. „Wir brauchen ungefähr 100 000 Mann in jedem der beiden Länder.“

Der Gesandte stellte sich höchst verwundert über diese Mitteilung.

„Polen, meinen Sie . . .“ sagte er.

„Ja wohl, es ist ein Meisterstück Metternichs, uns diese Last aufgebürdet zu haben . . .“

In diesem Augenblick trat die Kaiserin mit dem wackelnden Kopfe und dem erstarrten Näschen im Gesichte ein, und gleich nach ihr kam auch Nikolaus.

Bei Tisch erzählte Nikolaus von der Waffentreckung Chadsch-Murats. Er fügte hinzu, daß der Krieg im Kaukasus nun wohl bald infolge seines Beschlusses, die Bergbewohner durch Niederschlagen des Waldes und Errichtung eines Festungsgürtels zurückzubringen, ein Ende nehmen werde.

Der Gesandte warf dem Flügeladjutanten einen Blick zu; noch an diesem Morgen hatten sie miteinander über die unglückliche Schwäche des Zaren, sich für einen großen Strategen zu halten, gesprochen. Jetzt erging sich der Gesandte in lauten Lobeserhebungen über den Kriegsplan des Zaren, der wieder einmal seine glänzende strategische Begabung ins rechte Licht gesetzt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Schmiedeeisen.

(Ausstellung im Kunstgewerbemuseum.)*

Gibt es etwas, was den Willen zur Form deutlichen zum Ausdruck brächte, als das der Hammer tut, der mit schweren Schlägen das Eisen händigt? Der Schmied, der den kantigen Stab dehnt oder staucht, sich biegen und winden macht, der ihn spaltet, der einen an den anderen schweißt, einen durch den anderen hindurchsteckt, der Schmied ist ein prachtvolles Symbol vom Siegen der bildlichen Vorstellung über die Zähigkeit des Stoffes. Leider war uns der Anblick solcher muskulösen Leidenschaft während der letzten Jahre nur selten gegönnt; die Schmiedekunst war durch den Guß und durch eine Reihe anderer Surrogate, vor allem durch das maschinelle Stanzen von Blechen, verdrängt worden. Zu einem Teil hatte sie sich auch selber Schaden zugeführt; sie hatte die Möglichkeiten ihres technischen Könnens überspannt, sie ergökte sich im Wettstreiten mit der natürlichsten Natur. Die Schmiede machten aus Eisen Rosen, die wie gewachsen ausfielen, und Weinlaub, das ein wahres Wunder zu sein schien, dabei aber jede Spur des Eisernen verloren hatte. Das waren für die Kunst des Schmiedens öde Zeiten. Nun soll es wieder besser werden. Die Ausstellung, die im Riehthof des Kunstgewerbemuseums (besorgt durch den Direktor Peter Jessen, aufgestellt durch den Architekten Hans Bernoulli) zur Schau steht, zeigt, daß auch die Schmiedekunst an dem Wiederaufwachen der Handwerke teilnimmt. Die Ausstellung zeigt zugleich, daß die handwerkliche tüchtige Schmiedekunst, so sehr sie auch ihr technisches Können den alten Meistern entlehnt; sehr gut die aus der Gegenwart geborenen Formen zu zwingen vermag. Moderne Architekten haben sich in das Wesen des Eisens hineingelebt, im

engsten Zusammenfühlen mit ihnen haben Werkfreudige Meister des Hammers, das alte Handwerk erneuernd, eine neue Schmiedekunst geschaffen.

Es ist nun freilich noch nicht alles, was in dieser Ausstellung zu sehen ist, mustergerätig. Es gibt sogar noch einige Gegenbeispiele, die sich hierher verließen. So einen Feuerbod, der wuchtig geschmiedet scheint (beschmürzbarste Dragen), und der mit einer Hand hochzuheben ist — aus Blech. Es gibt auch noch Reliefs, mit der Hand getrieben, schwierige, aber völlig verfehlte Arbeiten; es ist eine Vergeudung an Energie, hämmern zu wollen, was der Pinsel viel leichter leisten kann. Man soll aus Metall keine Bilder schlagen. Auch sonst ist mancherlei nicht ohne Einwand anzusehen. Das große Tor, das in der Mitte des Riehthofes steht, ist gewiß ein anerkennenswertes Stück; doch wirkt es so merkwürdig dünn und trotz der Bronzierung im peinklichen Sinne billig. Das liegt an einem Doppelten; einmal wurden in der Tat dort Bleche verwandt, wo man nach dem Augeneindruck massives Eisen vermuten würde, zum anderen gibt die Verteilung der Gitterfelder einen streifigen und löchrigen Eindruck. Das Tor links daneben, das der Wilmersdorfer Stadtbauinspektor Nitzke gemeinsam mit dem Architekten Wolfgang Schüb entwarf, ist dagegen eine treffliche Arbeit. Von Schüb (ausgeführt durch Paul Golde) sehen wir noch zwei, drei sehr charakteristische Beleuchtungskörper. Einige Krober Lehren uns, daß auch Bruno Paul, Hans Jessen, Mähring und andere sich erfolgreich um eine neue Schmiedekunst mühen. Am meisten konsequent von allen arbeiten Petersen, Seck, Bräuning und Bernoulli, die miteinander ihre Entwürfe durch den Schmiedemeister Julius Schramm ausführen lassen. Wobei es vielleicht auch umgekehrt richtig ist: daß Schramm als der Führende mit jenen, den Architekten, arbeitet. Es wäre töricht, diesen Zusammenhängen nachzuspüren; im Gegenteil, wir freuen uns an dem Widerspiel der Kräfte, an der Innigkeit, mit der hier Formender und Materialbezwinger sich durchdringen. An einigen Stücken, die Schramm ohne Hilfe eines Architekten schmiedete, sieht man deutlich, daß das Wesentliche all dieser Arbeiten eben das Schmiedhafte ist. Die kraftstrotzenden Meisterwerke aus Danzigs Straßen, die straffen Rhythmen, auch das lustige Spiel der Gotik fühlen wir neubelebt. Ein Oberlichtgitter, wie es Petersen entwarf, droht mit gebundener Energie, ein anderes scheint bei sehniger Festigkeit fast zierlich. Ganz meisterhaft ist es, wenn ein Stab durch Drehung aus der Fläche in den Hochkant wechselt, wenn dann an einzelnen Stellen noch Dornen abgepalten und auswärts gebogen wurden. Sehr interessant sind auch oft die Verbindungsstellen bei längeren Geländern oder verglichen; da sucht Schramm nicht durch ein Zusammenerschweifen von zwei Stücken die endlose Reihe vorzutauschen; sein handwerklicher Instinkt treibt ihn, die Notwendigkeit des Nebeneinander, die Kunst der Vereinnung, zu betonen. Von ganz besonderem Reiz sind die Münde (Gitter und Treppengeländer für das Joachimstalsche Gymnasium), mit denen zwei aneinander vorbeigeführte Glieder zusammengehalten werden; in der Seitenansicht gibt das ein kerniges Relief, das noch gesteigert wird, wenn etwa im Lauf eines Gitters das Hochkantige mit dem Spiehkantigen wechselt. Zu dem Kräftigsten gehört der Prozeß des Durchstehens, wenn eine Horizontale eine Vertikale durchdringen muß und nun nicht, wie in den Zeiten einer schlechten Technik, an ihr vorbeigleitet, mit ihr vernietet wird, sondern kühn und energisch den getroffenen Widerstand durchdringt.

R. B.

Neue lyrische Anthologien

erscheinen alljährlich in nicht geringer Zahl, und die besten, die schon vorhanden sind, wachsen zu hohen Auflageziffern empor. Mit dieser Gunst des Marktes dürfte denn auch einige Verbindung haben, daß alte Gedichtsammlungen neu bearbeitet herauskommen: dieleibige Werke, die ihre Verleger mit erheblichen Kosten belasten. In Goethes Alterszeit führt die eine Anthologie zurück: „Wolffs poetische Hauschatz des Deutschen Volkes“, der von Dr. Heinrich Frankelel erneut worden ist (Otto Wigand, Leipzig), ein Buch von über tausend Seiten. Die andere ist der „Deutsche Dichterwald“, den Georg Scherer vor gut 80 Jahren begründete und den jetzt der Münchener Literaturmann Arthur Kutscher bearbeitet hat (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Beide Sammlungen stehen seitab der modernen Gruppe, die mit stofflichen Anordnungen Neues, das im Leben der Gegenwart wurzelt, schafft. Der Hauschatz ordnet nach Zeitgruppen und Geburtsdaten, der Dichterwald hält sich an die alphabetische Reihenfolge. Jener will einen Ueberblick über das lyrische Schaffen von altdeutschen Zeiten her geben, dieser setzt diesseits von Goethe, Schiller und den großen Romantikern an: bei den Dichtern, die seit den Befreiungskriegen auch das Leben ihrer Gegenwart wieder als Quell des lyrischen Schaffens gelten ließen. Bei der Neubearbeitung beider Sammlungen dürfte der in den bürgerlichen Schichten der letzten Generationen durch sehr oft gewordene Buchtitel eine Rolle gespielt haben. Der politischen Empfindlichkeit dieser bürgerlichen Schichten sind ausgiebig Opfer gebracht worden. Nicht daß die beiden Sammlungen sich grundsätzlich sozialen und politischen Stoffen verschlossen hätten! Aber wenn Kutscher, dem Vorgange Scheres folgend, „in Bezug auf Erotik, auf Staats- und Weltanschauung gewisse Grenz-

* Am Sonntag, den 25. Februar, wird der Schmiedemeister Julius Schramm durch die Ausstellung führen. Fachgenossen und Freunde des Handwerks sind eingeladen. Versammlung pünktlich um 11 Uhr in der Vorkhalle des Museums.

Linien anerkannt hat, so bedeutet das den Ausschluß der revolutionären Lyrik, und vor der ist auch Fränkel stillschweigend zurückgewichen. Nur den verschwommenen politischen Radikalismus hat Kutscher gelten lassen, und wenn man überprüft, was er von Heine, Lenzau, Freiligrath, Beck, Pfau aufgenommen und nicht aufgenommen hat, so kann man nicht sagen, daß sein Satz: „Ich bringe hier das, was für den einzelnen Dichter und seine Zeit charakteristisch ist,“ in allen Teilen durchgeführt ist. Von Freiligrath fehlt alles, was auf das „Glaubensbekenntnis“ von 1844 folgte! Und bei Heine fehlt ganz und gar jeder politische Ton! Mit Fränkels Auswahl steht es nicht besser: bei Freiligrath fehlt alles Politische überhaupt, Heine ist auch nur ärmlich bedacht, Grün, Pfau, Sallet dergleichen, und Karl Beck fehlt ganz und gar. Das drückt natürlich den Wert beider Anthologien sehr wesentlich herab.

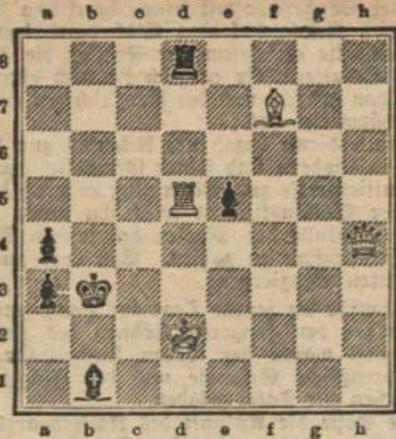
Wiegt man ihren künstlerischen Wert gegeneinander, so schnell Fränkels Schale aufwärts. Seine Arbeit leidet an bedenklichen Ungleichheiten; ein Beispiel nur: Clemens Brentano ist nur mit zwei Gedichten gekennzeichnet, ebenso Maria Janitschek, aber einem Beyer sind dreizehn Gedichte eingeräumt. Wichtiges ist erst in einem ergänzenden Anhange mitgeteilt, und Wichtiges, wie die Beachtung des neuen Phantasus von Arno Holz, fehlt auch dort ganz und gar, während notorische Banalitäten Aufnahme gefunden haben. Kutschers Arbeit ist in der Auswahl des einzelnen ästhetisch vollwertig, aber ihr Ziel, das für den einzelnen Dichter und seine Zeit Charakteristische zu geben, erreicht sie nicht, weil sie durch die alphabetische Aufreihung das Ausfließen jedes intensiveren Zeitgefühls unmöglich macht. Auch Anthologien sind Kinder ihrer Zeit, und ihr Recht, historisches Dokument zu sein, sollte nicht geschmälert werden.

Wer heute eine lyrische Anthologie schaffen will, muß vor allem von der ganz anderen Bedeutung ausgehen, die der Lyrik heute zugefallen ist. Wir stellen — anders als eine ältere Vergangenheit — die Literaturkennerschaft weit hinter den lebendigen Wert der Dichtung zurück, und den hat weder Fränkel noch Kutscher durch eine originelle, sieghaft eindrucksvolle Form herausgearbeitet. Die Werke beider haben schließlich nur das eine Verdienst, aus den Schatzkammern deutscher Lyrik mancherlei Einzelnes besser sichtbar gemacht zu haben, das freilich ein besseres Los verdient als das Blühen im Verborgenen. In dieser Hinsicht hat Kutscher entschieden den Anspruch auf besonders hohen Dank. Er hat ja auch bei anderen Gelegenheiten genugsam bewiesen, daß er der deutschen Lyrik und ihren Dichterpersönlichkeiten mit Wissen und Empfinden eindringend nahe steht. So gibt er uns wohl einmal eine Anthologie, die auch der Form nach als eine Bereicherung unseres Volksbesitzes gelten kann.

In diesen Besitz fügen sich vielleicht zwei Sammlungen Volkslieder ein, die in jüngster Zeit entstanden: Georg Wehrs Sammlung „Aus Volkes Mund und Herz“, die von der Berliner Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege bei R. Voigtländer-Weipzig in schönst hübschem äußern Gewande herausgegeben wurde (1,80 Mark), und Joseph Weifus' „Die bunte Garbe“, die bei Martin Moride in München herauskam. Beide Sammlungen liegen in der Aufordnung ihres Stoffs alles literarische beiseite. Wehr las aus der Fülle der alten Volkslieder das aus, was heute noch im Volksmunde lebendig ist oder doch der lyrischen Art nach sein könnte. Er ist der Ueberzeugung, daß der alte lebendige Volksgefang im Erlöschen begriffen und daß seine Wiederbelebung aussichtslos ist, und will nun durch ein Volksbuch die Freude am Schönen, Gemüthhaften und Humorvollen des alten Volksliedes sichern. Sein Buch, das die Lieder nach ihrem Sinn in guter innerer Geschlossenheit aufreißt, gewinnt man lieb. Joseph Weifus greift die Aufgabe von anderer Seite aus an. Wenn schon das alte Volksliedgut zerbröckelt und verweht, so schafft doch zugleich das Volk an anderen neuen Volksliedern, und auf diesem Gegenwartsfelde heimste Weifus nun Ernten ein. Sein Buch hat eine flotte Frische; man wandert darin wie am hellen Tage und spürt die Vergangenheitsstimmungen nicht, die in andern Volksliedersammlungen so mächtig sind. Weifus, haute eben sein Buch aus Liedern, die er selbst singen hörte: auf der Landstraße, am Herde, in der Schenke, in den Winkeln und Gassen der Städte. So steht Altes und Neues in eigenartiger Mischung beieinander und das gibt den besonderen Klang. Ueber die Zukunft des Volksliedes denkt Weifus sehr optimistisch, und manchmal zaudert man beim Lesen des Nachwortes. Er hält die Kaserne heute für die vorzüglichste Pflegestätte des Volksliedes, nennt sie eine Art von Liederbüchse, die den Austausch und die Ausbreitung über das ganze Land erleichtert, und läßt sich nicht ängstigen durch das unheimlich Schnelle, mit der Gassenhauer, Tingeltangel- und Operettenlieder in die entlegensten Gegenden dringen. Ihn tröstet die Tatsache, daß sich diese Lieder nicht lange lebendig erhalten. Aber das Verderbliche liegt hier wohl vor allem darin, daß sie dem Vesseren den Weg veriperrern und das einst reichgewellte Gelände der Volksliederdichtung zu öder, platter Einförmigkeit abwalzt, die dem mannigfaltig Volksseigenen den Wurzelboden sämälert. Daß Weifus nicht ebenso aufmerksam wie die Lieder die Kundenlieder beachtet, bringt eine Lücke in sein Buch. Die Gefellenlieder, die er mitteilt, stammen aus dem Milieu des alten zünftigen Handwerks. Er weiß sehr wohl und sagt es auch selbst, daß das Volkslied jederzeit bedingt ist durch soziale, religiöse und wirtschaftliche Verhältnisse. So bleibt seiner weiteren Arbeit also noch das Umschauen in der Welt der Arbeiter von heute. Hans Ostertwald hat ihm da gut vorgearbeitet. D.

Schach.

Unter Leitung von S. Klappm.
Woshard.



2+ (1P—1Q 1)

Schachnachrichten. Das internationale Meisterturnier von San Sebastian ist diesmal nur von 11, allerdings sehr beachtenswerten Teilnehmern besetzt, die aus nachstehendem Stand nach den ersten zwei Runden ersichtlich sind: Rubinstein 2, Spielmann 1 1/2, Berlin 1 1/2, Duras 1, Teichmann 1, Schlechter 1, Fleischmann 1, Tarrasch 1 1/2, Marshall 1 1/2, Leonhardt 0, Niemzowitsch 0. Wegen der geringen Teilnehmerzahl wird das Turnier doppelrundig sein.

Die Korrespondenzpartien Berlin—Riga haben folgende Eröffnungszüge: Berlin, Weiß: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0—0. Riga, Weiß: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Sc3, Sf6; 4. Lb5, Lb4; 5. 0—0, 0—0; 6. d3, d6. Also „Spanisch“ und „Vierpringerispiel“.

Am Sonnabend, den 17. Februar, hielt der Berliner Arbeiterschachklub seine ordentliche Mitgliederberammlung ab. Die bisherige Vorstandschaft wurde wiedergewählt. (Adresse des ersten Vorsitzenden, an den man sich in Klubangelegenheiten zu wenden hat, ist Robert Dehlschlager, Berlin N. 65, Hochstädter Straße 10.) Es wurden im verfloffenen Jahre 191 neue Mitglieder aufgenommen und zwar ausnahmslos gewerkschaftlich oder parteipolitisch organisierte Arbeiter. Demgemäß beschloß der Berliner Verein in die Satzungen des zu gründenden Arbeiter-Schachbundes folgenden Passus aufzunehmen: „Die Mitgliedschaft ist abhängig von der Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei oder einer freigewerkschaftlichen Organisation. Vorstandsmitglieder müssen beiden Organisationen angehören.“ Zu der in Nürnberg am 7. April stattfindenden Bundesgründungskonferenz ist Robert Dehlschlager delegiert. Das Inventar des Berliner Vereins zählt 166 Schachspiele, 11 Demonstrationstretter und 22 Schachbücher.

Syringergambit vom Schachturnier in Abbazia.

- Spielmann. Reti.
1. e2—e4 e7—e5
 2. f2—f4 e5×f4
 3. Sg1—f3 Sg8—f6
- Nicht empfehlenswert. Am besten ist 3. . . . g5! um event. mit Lg7 nebst h6 den Mehrbesitz des Gambitbauern zu sichern.
4. Sb1—3
 4. d7—d5
 5. e4—e5
- Wir hätten hier e×d5 vorgezogen. Auf den Textzug sollte Schwarz das bessere Spiel erlangen.
5. Sf6—e4
- Auch Sh5 läme jetzt stark in Betracht.
6. Lf1—e2
- Es ist nunmehr eine Stellung entstanden, die sich auch aus der „Wiener Partie“ mittels 1. e4, e5; 2. Sc3, Sf6; 3. f4, d5; 4. f×e5, S×e4; 5. Sf3, Lb4; 6. Le2 ergibt. Der Unterschied besteht nur im Vorhandensein des Bf4, was in gegebener Partie doch nur zugunsten von Schwarz sein kann.
6. Sb8—c6
 6. Lb4!, um die soeben erwähnte Analogie mit der „Wiener Partie“ herbeizuführen, kam in Betracht.
 7. d2—d3 Se4×c3

8. b2×c3 g7—g5
 9. 0—0 Th8—g8
- Statt dieses zweifelhaften Angriffsversuches war 9. . . . d5—d4! sicherlich vorzuziehen.
10. d3—d4 g5—g4
 11. Sf3—e1 f4—f3
 12. Le2—d3 Dd8—h4
 13. Le1—f4 f3×g2
 14. Sc1×g2 Dh4—h5
 15. Ta1—b1!
- Wie man sieht, ist der Angriff von Schwarz ganz illusorisch. Weiß ist besser entwickelt und deshalb hat sein Angriff mehr Aussicht, durchzudringen.
15. Sc6—d8
- Verhältnismäßig besser b7—b6!
16. c3—c4 Lc8—e6
 17. Sg2—e3 d5×c4
- Vorzuziehen war c7—c6.
18. Ld3—e4! c7—c6
 19. d4—d5! Lf8—c5
 19. e×d5; 20. S×d5 mit dem Drohungsf67 oder Sd77 ist ebenfalls für Schwarz verderblich.
 20. Kg1—h1 Lc5×e3
 21. d5×e6 Sd8×e6
 22. Lf4×e3 Dh5×e5
 23. Le4×h7 Tg8—h8
 24. Tf1×f7!!
- Entscheidend und schön gespielt.
24. Ta8—d8
 24. K×T; 25. Dd7×c.
 25. Dd1×g4 De5×e3
 26. Lh7—g6 Aufgegeben.